Oelser Kreisblatt

Das Kreisblatt erscheint Freitags; es kostet für den Monat bei der Post 0,50 Reichsmark.

Postscheckkonten:
Kreiskommunal-Kasse Breslau Nr. 3130
Kreis-Sparkasse Breslau Nr. 3131

Inserate werden bis Donnerstag mittag in der Geschäftsstelle angenommen. — Preis für die fünfgespaltene Petitzeile 20 Reichspfennige, für außerhalb des Kreises Oels Wohnende 25 Reichspfennige.

Druck und Verlag
A. Ludwigs Buchdruckerei Rothe & Politt in Oels

Nr. 26 | Oels, 27. Juni 1928 | **66. Jahrgang**

Kreisbewohner, spart bei Eurer Kreissparkasse!

Amtlicher Teil

Bekanntmachungen des Landrats

Nachruf!

Am 20. Juni d. Js. verschied nach einem arbeitsreichen Leben

Herr Medizinalrat

Dr. Troeger-Oels

Sein verdienstvolles Wirken als Kreisarzt und seine segensreiche Tätigkeit als Vertrauensarzt des Kreises sichern ihm im Kreise Oels ein dauerndes ehrendes Andenken.

Oels, den 23 Juni 1928

Namens des Kreisausschusses

Der Vorsitzende

I. V.

Rojahn

Oels, den 26. Juni 1928.

Hundetollwut.

Zur Verhütung der Weiterverbreitung der Seuche habe ich den Oberlandjäger **Buckisch** in Schmoltschütz mit dem Abschuß aller freiumherlaufenden Hunde im Sperrbezirk beauftragt. Die Ortspolizeibehörden ersuche ich um entsprechende sofortige Bekanntmachung.

K. I. 3358. Oels, den 23. Juni 1928.

Wegen Uebertretung der Polizeiverordnung betr. die Körung von Ziegenböcken vom 11. Juli 1927 sind durch rechtskräftiges Urteil des Amtsgerichts Bernstadt

1. Ratey—Gut Pangau
2. Thum—Gut Pangau

zu einer Geldstrafe von je 6 RM. bestraft worden.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.

K. I. 3120. Oels, den 23. Juni 1928.

Bullenkörung (lfd. Nr. 160).

Am 10. Mai 1928 wurde bei dem Landwirt Gustav Wasner, Ober-Mühlwitz ein Bulle, schwarzbunt, 2¼ Jahre alt, in Klasse III b bis zur Herbstkörung außerterminlich angekört.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.

K. I. 3120. Oels, den 23. Juni 1928.

Bullenkörung (lfd. Nr. 161—162).

Am 13. Mai 1928 wurden

1. bei der Gutsverwaltung Raake ein Bulle, schwarzbunt, 1½ Jahre alt in Klasse II und
2. bei der Gutsverwaltung Pischkawe ein Bulle, schwarzbunt, 1¼ Jahr alt in Klasse III außerterminlich bis 1. Juni 1929 angekört.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.

Oels, den 23. Juni 1928.

Ehemalige fremdländische Kriegs- und Zivilgefangene.

RdErl. d. M. d. J. vom 12. 6. 1928. — III C 51 000.

Anfragen fremdländischer Vertretungen nach ehemaligen fremdländischen Kriegs- und Zivilgefangenen sind an die Restverwaltung für Reichsaufgaben in Berlin W. 9, Königgrätzer Straße 122, abzugeben.

L. I. 2347. Oels, den 27. Juni 1928.

Ausstellung von Besitzzeugnissen.

Ein Sonderfall gibt mir Veranlassung, die Ortspolizeibehörden anzuweisen, vor Ausstellung von Besitzzeugnissen über Dorfauen, gleichgültig ob diese in der Dorf- oder in der Feldmark liegen, zunächst durch meine Hand das Einverständnis der Regierung, Abteilung für Landwirtschaft Domänen und Forsten einzuholen. Es ist vorgekommen, daß einer Gemeinde auf ihren Antrag ein solches Besitzzeugnis über Dorfauen ausgestellt worden ist, obwohl die Auen Eigentum des Preußischen Domänenfiskus waren. Die Gemeinde hat dann für sich die Eintragung der Parzellen ins Grundbuch beantragt und der Preußische Domänenfiskus hat wegen der Er-

haltung seines Eigentums erhebliche Schwierigkeiten gehabt, da er von dem im Amtsgericht ausgehängten Eintragungsantrage der Gemeinde keine Kenntnis hatte und infolgedessen keinen Einspruch einlegen konnte.

L. I. 2332. Oels, den 26. Juni 1928.

Vorträge über die Fremdenlegion.

Der Preußische Minister für Wissenschaft Kunst und Volksbildung hat angeordnet, daß Vorträge über die französische Fremdenlegion in der Schule außerhalb der Schule stehenden Personen nicht zu gestatten ist. Ich ersuche um entsprechende Beachtung und auch sinngemäße Anwendung auf dem Gebiete der Jugendpflege.

L. I. 2331. Oels, den 26. Juni 1928.

Monatsschrift „Der Jagdvorsteher".

Unter Mitwirkung des Preußischen Landesjagdverbandes erscheint im Verlage von J. Neumann in Neudamm eine Monatsschrift „Der Jagdvorsteher", die sich neben praktischer Behandlung der Nutzung von Gemeinde- und Privatjagden auch die fortlaufende Unterrichtung über die einschlägigen Vorschriften, Verordnungen usw. auf jagdrechtlichem Gebiete zur Aufgabe gemacht hat.

Ich kann den Herren Jagdvorstehern den Bezug der Zeitschrift nur empfehlen.

Der Landrat

Dr. Unckell

Bekanntmachungen anderer Behörden

Korschlitz, den 21. Juni 1928.

Unter dem Schwarzviehbestande des Lohngärtners Forischack auf Gut Korschlitz ist Rotlauf tierärztlich festgestellt. Sperrmaßregeln sind angeordnet.

Der Amtsvorsteher.

Martin.

Patschkey, den 22. Juni 1928.

Unter dem Schweinebestande der Witwe Susanna Marschollek ist Rotlauf tierärztlich festgestellt. Schutzmaßregeln sind angeordnet.

Der Amtsvorsteher.

Willmann.

Krietern, den 26. Juni 1928.

Wetterbericht des Meteorologischen Observatoriums Krietern

(Oeffentlicher Wetterdienst für Schlesien.)

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten.

Die kalte Witterung der letzten Zeit wurde Mitte vergangener Woche durch den Einbruch warmer Luftmassen beendet, so daß die Mittagstemperaturen seit längerer Zeit wieder 20 Grad überschreiten konnten. Vor einer kräftigen Störung kommt es zu Beginn der letzten Juniwoche zu einer intensiven Föhnlage mit kräftiger Erwärmung, die jedoch bereits Mitte der Woche beim Einbruch kühlerer Luft beendet werden dürfte; dabei wird es zu verbreiteten Gewittern kommen. Die im allgemeinen warme Witterung, die auch in den ersten Julitagen noch anhält, dürfte nicht von langer Dauer sein. Schon gegen Ende der ersten Juliwoche ist ein erneutes Eindringen kalter Luftmassen zu erwarten, wobei zahlreiche Gewitter und z. T. länger anhaltende und ergiebige Niederschläge eintreten können.

Inserate

Eine Wonne für Ihr Kind

ist das tägliche Bad, wenn Sie eine milde Seife verwenden.

Holländerin-

Buttermilchseife ist weich schäumend, für zarte Haut eine Medizin, sparsam im Verbrauch und ein handlich, schönes Stück

Originalstück 90 g. Preis 35 Pfg.

Überall zu haben!

Weisen Sie minderwertige Nachahmungen zurück und verlangen Sie ausdrücklich

Holländerin

Alleinige Hersteller:

Günther & Haußner A.-G., Chemnitz-Kappel

Vertreter: Max Hennig, Breslau 23, Goethestraße 167, Fernsprecher 30788

ZIGARREN

6 Pfg.,	versteuert	zu Engrospreis . . .	100 Stück	4,20	Mark
10 Pfg.,	versteuert	zu Engrospreis . . .	100 Stück	7,00	Mark
15 Pfg.,	versteuert	zu Engrospreis . . .	100 Stück	10,50	Mark
20 Pfg.,	versteuert	zu Engrospreis . . .	100 Stück	14,00	Mark

Rein Uebersee mit Havanna-Einlage in eleganten 50er-Kisten

Versand p. Nachn. von 50 Stück an zu oben angegebenem Engrospreis

K. W. Hoppe, Plauen im Vogtland

Hammerstraße 78

Beilage zum „Oelser Kreisblatt“

Juni 1928

Landwohlfahrt

Nummer 44

Herausgegeben vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege * Berlin SW 11, Bernburger Straße 13

Oeffentliche und freie Wohlfahrtspflege.

LW

In einer Besprechung, die von Trägern der sozialen Reichsversicherung einberufen war, handelte es sich darum, die Bestrebungen der sozialen Versicherung, besonders soweit sie Gesundheitspflege betreffen, mehr als bisher auf dem Lande zu fördern und dazu einen Ausschuß von Kennern der ländlichen Verhältnisse einzusetzen, der gewissermaßen die Verbindung zwischen den Versicherungsträgern und der Landbevölkerung herstellen soll. In der Besprechung traten zwei Gedanken hervor, denen man auch sonst wohl begegnet und mit denen man sich deswegen einmal auseinandersetzen muß.

Von einer Seite wurde behauptet, seit der Fürsorgepflichtverordnung vom 13. Februar 1924 stehe der öffentlichen Wohlfahrtspflege die Führung der gesamten Wohlfahrtspflege zu. Es sei in § 5 Absatz 4 ausdrücklich gesagt:

„Die Fürsorgestellen (§ 3) sollen für ihren Bereich Mittelpunkt der öffentlichen Wohlfahrtspflege und zugleich Bindeglied zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege sein; sie sollen darauf hinwirken, daß öffentliche und freie Wohlfahrtspflege sich zweckmäßig ergänzen und in Formen zusammenarbeiten, die der Selbständigkeit beider gerecht werden. Die Reichsregierung kann mit Zustimmung des Reichsrats und eines Ausschusses des Reichstags Grundsätze für diese Zusammenarbeit aufstellen; solange und soweit dies nicht geschieht, können es die Länder.“

Es bestünden also schon gemischte Ausschüsse, in denen auch die freie Wohlfahrtspflege zur Geltung kommen könne, und es sei infolgedessen gewissermaßen gegen das Gesetz, wenn nun die sozialen Versicherungsträger ihrerseits einen Ausschuß einsetzten, wie er geplant war. Von anderer Seite wurde gesagt, daß die freie Wohlfahrtsarbeit seit dem Auftreten der öffentlichen ihre Bedeutung verloren habe.

Was den ersten Gedanken anlangt, so handelt es sich bei der vorstehenden Fürsorgepflichtverordnung um eine Sollvorschrift, von der man nicht weiß, ob sie überall durchgeführt wird. Außerdem kann niemand eine freie Wohlfahrtsorganisation zwingen, an einem Ausschuß mitzuarbeiten, von dem sie glaubt, daß er ihr Interesse schädigt. Eine ausgesprochen kirchliche Organisation wird z. B. in einem Ausschuß, der das kirchliche oder religiöse Moment in der Wohlfahrtspflege für überflüssig, vielleicht gar für schädlich hält, kaum ernstlich mitarbeiten; sie wird auf keinen Fall ihre eigene selbständige Tätigkeit zu Gunsten eines solchen Ausschusses aufgeben. — Der eingangs angegebene Anlaß klärt außerdem ja die Sachlage genügend auf. Wenn irgend eine Organisation, in diesem Falle die soziale Versicherung, ihre besonderen Zwecke, in diesem Falle die Gesundheitspflege auf dem Lande, nicht genügend gefördert sieht, so ist es doch das Natürlichste, zunächst mit eigenen Mitteln zu versuchen, eine Besserung herbeizuführen. Man setzt Geld ein und setzt Personen an die Arbeit. Geld hat man und Personen kann man gewinnen. Die Arbeit über eine andere benachbarte Organisation zu leiten, würde in den meisten Fällen einen Umweg bedeuten und den Erfolg verkleinern. Man wird gute Nachbarschaft halten, sich aber doch soviel Bewegungsfreiheit bewahren, um die eigene Stoßkraft nicht zu schwächen. Soweit wir sehen können, ist auch in keinem Falle der Erfolg bei der Bildung von Landes- und Bezirksfürsorgeverbänden der gewesen, daß die freie Wohlfahrtspflege gewissermaßen sich ihrer Selbständigkeit begeben habe.

Daß die freie Wohlfahrtspflege überflüssig oder bedeutungslos geworden sei, kann man eigentlich nur in der Theorie behaupten. Wer die Entwicklung der Arbeit der konfessionellen Verbände, des Roten Kreuzes, der Arbeiterwohlfahrtsstellen, des 5. Wohlfahrtsverbandes usw. kennt, weiß, daß die freie Wohlfahrtspflege sehr rührig an der Arbeit ist und ganz entschieden an Bedeutung zunimmt. Es ist überhaupt verfehlt, die These so zu fassen: frei oder öffentliche Wohlfahrtspflege. Die öffentliche Wohlfahrtspflege ist garnicht zu entbehren, wo es sich darum handelt, möglichst alle Hilfsbedürftigen zu erfassen. Mit Hilfe der freien Wohlfahrtspflege wäre es ausgeschlossen, z. B. die Kleinrentner so lückenlos zu betreuen, wie es heute durch die Bezirks- und Landesfürsorgeverbände geschieht. Die planmäßige Ausgestaltung von Mütterberatungsstellen, von Schulkinderuntersuchungen, von Berufsberatungen usw. läßt sich nur denken, wenn ein amtliches Organ dahinter steht. Und so ist es auf vielen Gebieten. Man braucht ja nur einmal zu überlegen, was aus der Krankenversicherung geworden wäre, wenn sie heute noch ganz und gar in das Arbeitsgebiet der freien Wohlfahrtspflege fiele.

Aber die freie Wohlfahrtspflege läßt sich auch bei noch so gut ausgestalteter öffentlicher Wohlfahrtspflege nicht entbehren. Es soll hier garnicht gedacht werden an die unzähligen Anstalten und Einrichtungen, die seitens freier Verbände geschaffen worden sind; hier soll nur an eins erinnert werden. Die öffentliche Wohlfahrtspflege kann wohl den Hilfsbedürftigen materielle Mittel zuführen, daß die materielle Not beseitigt wird. In den meisten Fällen geht aber eine Seelennot nebenher. Und dieser Seelennot steht das Amt hilflos gegenüber, und wenn es einmal versucht, auch in solcher Not zu helfen, ist es gezwungen, den Amtscharakter abzustreifen und einen Menschen von Fleisch und Blut dahinzustellen. Und das Amt kann wohl seine Vertrauenspersonen aussenden, um einen Fall von Hilfsbedürftigkeit untersuchen zu lassen, kann auch dabei schonendstens vorgehen, empfehlen oder befehlen, damit die Untersuchung nicht verletzt, kann dann auch schreiben oder sagen, daß so und so viel bewilligt worden sei und das Bewilligte dem Hilfsbedürftigen zuweisen, es kann aber niemals den Nachbar ersetzen, der ohne irgendwelchen Antrag oder Bitte in der Dämmerstunde hinübergeht, und den Hilfsbedürftigen aufzurichten versucht, und ihm dann bei seinem Fortgehen irgend eine materielle Gabe oder Hilfe zurückläßt, kann garnicht denjenigen ersetzen, der heimlich und still, ohne daß er erkannt oder genannt wird, dem Nachbar zu Hilfe kommt, kann nicht den ersetzen, der nach Feierabend noch schnell hingeht, ohne daß er gebeten ist, dem Kranken seine Wiese heruntermäht oder seinen Garten umgräbt, oder was sonst gerade nötig ist. Auch das beste Amt bleibt Amt und kann den in freier Arbeit sich auswirkenden Menschen aus Fleisch und Blut mit warmem Herzen und lindernder Hand nicht ersetzen. Amtliche Wohlfahrtspflege wird niemals die freie entbehrlich machen können.

Das bedeutet natürlich auch Aufgaben für die freie Wohlfahrtspflege. Je größer die Verbände werden, desto größer ist die Gefahr, daß sie auch so etwas den Charakter des Amtes annehmen. Auch sie brauchen dann eine gewisse Bürokratie, die an sich nichts Schlechtes ist, aber doch leicht auf falsche Bahnen führt. Auch sie brauchen dann Vertrauenspersonen, Formulare und was derartige Dinge mehr sind, die an sich mit der Wohlfahrtspflege weniger als mit dem Amt zu tun haben. So notwendig es ist, daß mit den Geldern, die der freien Wohlfahrtspflege zur Verfügung gestellt werden, so haushälterisch wie irgend möglich umgegangen wird, ebenso notwendig bleibt aber auch, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut. Es muß auch etwas geben, was nicht organisierte Wohlfahrtspflege heißt. Mitunter kommt es einem vor, als ob auch auf dem Gebiet der freien Wohlfahrtspflege die Organisation überschätzt wird. Da weist man in eindrucksvoller Weise darauf hin, wie Großartiges die Organisation geschaffen hat, und an den einzelnen Orten sind doch noch so viel Menschen, die der Hilfe bedürfen und denen nicht geholfen wird. Sollten wir nicht etwas mehr Hilfe von Mensch zu Mensch und etwas weniger Hilfe durch die Organisation brauchen?

Auch in anderer Weise laufen einem mitunter so Tatsachen über den Weg, die einem nicht gefallen oder einem doch wenigstens zu denken geben. Ist da z. B. eine Wohlfahrtseinrichtung, die über etwa 6000 Morgen Land verfügt, und von der berichtet wird, daß sie vor Hunderten von Jahren gewissermaßen Mittelpunkt der Wohlfahrtspflege in ihrem Kreise war, daß sie Gefallene aufrichtete, Seelennot linderte, Hungrige speiste, Nackte und Halbnackte bekleidete, daß sie half, wo sie helfen konnte. Die Einrichtung besteht noch, sie ist auch noch eine Wohlfahrtseinrichtung, und manch einer kann in ihr seinen Lebensabend sorgenlos beschließen. Aber die Zahl ist beschränkt und von dem, was einst war, wird in neuerer Zeit nichts mehr berichtet. Ob es nicht auch hier ein „Noblesse oblige“ gibt?

Wenn man einmal als Wesen der freien Wohlfahrtspflege das hinstellen will, was wohl nicht so gar verkehrt ist: den einzelnen Menschen willig machen zur Wohlfahrtspflege, dann haben wir noch unendlich viel zu tun, und dann wird auch bei der besten amtlichen Wohlfahrtspflege niemals die freie überflüssig werden können.

Man sollte aber gerade auf diesem Gebiet jeden Zuständigkeitsstreit begraben. Man sollte sich über jeden freuen, der arbeiten will und arbeitet. Ist es einem gegeben, sich einzuspannen in einen großen Raum und mit vielen anderen zusammenzuarbeiten, gut, so kann man ihn brauchen für organisierte Arbeit, kann ihn in Ausschüsse und ähnliche Dinge einspannen; ist es aber einer, der nur in Selbständigkeit und Freiheit schaffen kann, so lasse man ihn doch. Es gibt in der Wohlfahrtspflege zu viele Wege und Mittel, daß man nicht ängstlich zu sein braucht. Hauptsache bleibt, daß gearbeitet wird, und erst in zweiter Linie kommt das Wie. Wohlfahrtspflege ist notwendig. Ob die freie oder die amtliche in erster Linie zu stehen hat, ist eine Frage zweiten Ranges. Entbehren läßt sich weder die eine noch die andere.

Reiseeindrücke aus Amerika.

LW Sohnrey pflegte zuweilen die Wohlfahrtspflege auf dem Lande einen Kampf gegen die Entfernungen zu nennen. Der Unterschied zwischen ländlicher und städtischer Wohlfahrtspflege beruht tatsächlich zum guten Teile darauf, daß man in der Stadt die weiten Entfernungen mit all ihrem Drum und Dran nicht kennt.

Der Kampf gegen Entfernungen spielt in Amerika eine ganz besondere Rolle. Die Oststaaten der nordamerikanischen Union nähern sich zwar in ihrem ganzen Gepräge stark europäischen Verhältnissen; je weiter man aber nach Westen kommt, desto dünner besiedelt sind die Gebiete. Die ganzen Vereinigten Staaten, ohne Alaska und den Inselbesitz, umfassen rund 8 Millionen Quadratkilometer mit 106 Millionen Einwohnern, also 13,2 auf 1 qkm. (Deutschland hat auf 1 qkm 132 Einwohner.) Der Staat Michigan hat zwar auf 180 000 qkm noch 3,7 Millionen, also auf 1 qkm 24,6 Einwohner, aber auf die rein ländlichen Bezirke können dabei nicht allzu viel Menschen entfallen, da die Mittel- und Großstädte über 20 000 Einwohner fast 2,1 Millionen Einwohner zählen, so daß für Kleinstadt und Land nur 1,6 Millionen übrig bleiben. Während bei uns in Deutschland auf Land und Kleinstädte immerhin noch 60 % der Gesamtbevölkerung entfallen, wohnen im Staat Michigan in Kleinstadt und Land nur etwa 43 %. Dadurch wird die geringe Bevölkerungsdichtigkeit, die schon durch den Abstand der Zahlen 24,6 und 132 deutlich zum Ausdruck kommt, noch stärker betont. Geht man weiter nach dem Westen, z. B. in den allgemein sehr fruchtbaren Staat Iowa mit 145 000 qkm und 2,4 Millionen Einwohnern, also mit 16,6 Einwohnern auf 1 qkm, so findet man hier schon einen erheblich geringeren Anteil der groß- und mittelstädtischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung, nämlich nur etwa 22 %. Aber trotzdem sind die Landbezirke außerordentlich dünn besiedelt.

Wer weiß, wie schwierig sich die Bearbeitung ländlicher Bezirke schon in Deutschland gestaltet, wird verstehen können, daß man noch vor etwa 30 Jahren in den Landbezirken Amerikas keine geregelte Geburtshilfe kannte. Die notwendige Hilfe wurde von der Nachbarin geleistet, und nur in schwierigen Fällen zog man einen Arzt hinzu. Diese Zustände sind aber längst vergessen. Heute soll es auch auf dem Lande kaum noch vorkommen, daß keine Geburtshilfe in Anspruch genommen wird. Man holt den Arzt, da man Hebammen dort nicht oder nur selten findet. Diese Entwicklung war möglich, weil es gelang, die Entfernungen durch technische Mittel zu überwinden. Einen Fernsprecher hat jedes bessere Bauernhaus in Amerika, und er wird oft benutzt. In wenigen Minuten kann man sich daher mit dem Arzt verständigen, wenn man es nicht vorzieht, ihn mit dem Auto zu holen. Das Auto ist in Amerika so allgemein eingeführt, daß auch viele Arbeiter eins besitzen, und manche Familien des Mittelstandes sogar deren zwei oder drei haben, — eins für die Eltern und eins oder zwei für die erwachsenen oder halberwachsenen Kinder. Das Entscheidende liegt aber vielleicht garnicht im Autobesitz, sondern im Landstraßenbau und in der Landstraßenbenutzung. Das Landstraßennetz ist in Amerika trotz der dünnen Bevölkerung kaum weniger dicht als in Deutschland. Der Zustand der Straßen ist dort aber durchweg viel besser, weil man dort die Lastwagen und Lastwagenzüge in unserm Sinne nicht kennt und infolgedessen die Abnutzung der Landstraßen viel geringer ist als bei uns. Auch die Fahrdisziplin scheint mir dort besser entwickelt zu sein als bei uns in Deutschland. Die Hauptlandstraßen sind auch auf dem Lande bis zu 2000 km und mehr ohne Unterbrechung zementiert, und auch die weit zahlreicheren Landstraßen zweiter Ordnung sind gut chaussiert. Selbst die Landstraßen dritter Ordnung sind durchweg noch wohl mit Autos befahrbar. Wenn die Straßenverhältnisse nicht so günstig wären, würden die meisten in Amerika gebräuchlichen Autos unbrauchbar werden; auf unseren deutschen Landstraßen ließe sich mit manchen Wagen nichts anfangen .— Dem gegenüber spielen die Preise eine viel geringere Rolle. Ein neuer Ford-Wagen kostet ungefähr 370 Dollar, einen wohl noch brauchbaren alten kann man für 100 Dollar und weniger erstehen. Das Teilzahlungssystem steht in großer Blüte, so daß man mit einem Aufwand von 10 Dollar im Monat bei einem Arbeitsverdienst von 100 Dollar und darüber schon in nicht zu langer Zeit zu einem eigenen Auto kommen kann.

Durch diese Entwicklung ist das Land in Amerika der Stadt viel näher gerückt als bei uns. Selbst bei einer Entfernung von 20 bis 30 km fährt man abends nach getaner Arbeit noch einmal in die Stadt, wenn einen irgend etwas lockt. An Sonn- und Festtagen werden oft mehrtägige Ausflüge über Land unternommen, die oft einige hundert Kilometer weit führen, ja es kommt sogar nicht selten vor, daß selbst Arbeiter oder kleine Angestellte einmal eine achttägige oder noch längere Erholungsfahrt machen. Infolge der von den Städten getroffenen Einrichtungen für das Lagern und die notwendigen Erfrischungen (Bad) und der leichten Versorgung mit den notwendigen Lebensmitteln, stellt sich eine solche Autofahrt von einer oder einigen Wochen garnicht einmal so teuer.

Auch der Rundfunk hat natürlich auf dem Lande längst seinen Einzug gehalten.

Dies alles wirkt umgestaltend auf die gesamten Lebensverhältnisse. Gemeindeschwestern in unserem Sinne scheint man dort nicht zu kennen, dagegen werden von den einzelnen Counties (etwa unseren Kreisen entsprechend) Personen angestellt, die ähnliche Aufgaben wie unsere Kreisfürsorgerinnen haben. Von diesen hat natürlich jede ihr Auto zur Verfügung, und so kann man mit zwei Kreisfürsorgerinnen sehr wohl den ganzen Kreis bearbeiten, und garnicht einmal so schlecht.

In ähnlicher Weise hat die Verkehrsentwicklung umgestaltend auf das Schulwesen gewirkt. Die kleine einklassige Landschule mit meist recht mangelhaft vorgebildeten Lehrkräften verschwindet mehr und mehr. Es entstehen Zentralschulen, die an einem günstigen Verkehrspunkt gelegen sind und je nach Lage vier bis sechs oder noch mehr Klassen haben. Der Autobus holt die Schüler morgens zur Schule und bringt sie nach beendigtem Unterricht wieder zurück. Die entstehenden Kosten sind wohl tragbar. Eine derartige Landschule kann sich natürlich in ihren Nebeneinrichtungen, wie z. B. Schulbad, Bücherei, Spiel- und Sportplatz usw. viel mehr den städtischen Schulen anpassen als das bei den kleinen Dorfschulen in Deutschland der Fall ist.

Man soll aber nicht etwa denken, daß damit das Landschulwesen und die Volksbildung gleich so mächtig gefördert sei. Schulen kann man schon bauen und Autos zur Verfügung stellen, aber gut ausgebildete Lehrkräfte wachsen doch erst allmählich heran. — Auch will mir scheinen, als ob es doch ein gewagt Ding sei, dem Dorf seinen Lehrer zu nehmen oder ihm keinen zu geben. Auf einer meiner Reisen wurde ich nach einem kleinen Dorfe verschlagen, das nach deutschen Begriffen wohl in der Lage wäre, eine Schule zu tragen.

Eine Poststation ist da, und die Eisenbahn hält auch täglich zweimal dort an. Es machte auf mich doch einen eigenartigen Eindruck, als ich mit dem Stationsagenten wegen der Aufbewahrung meines Gepäcks nicht einig werden konnte und ich nach einem Lehrer oder Pfarrer in dem Ort fragte, oder nach sonst einem gebildeten Menschen und nichts dergleichen fand. Ich habe dort dann späterhin liebe Landsleute kennen gelernt, aber doch sehr bedauert, daß so gut wie jeder Bildungsmittelpunkt fehlt.

Gerade wenn man auf solche Nebenwirkungen eingeht, dann will einem ein Wort, das Feiler prägte, nicht aus dem Sinn kommen. Er wirft nämlich einmal die Frage auf, ob Amerika die Entfernungen nur äußerlich, oder auch innerlich überwunden habe. Und gerade wenn man sich einmal so auf dem Lande in Amerika herumgeschlagen hat, dann lernt man doch über unsere Dorflehrer und Dorfpastoren anders denken. Auch das kommt einem in den Sinn, ob man denn mit dem Auto wirklich eine Gemeinschaft aufrecht erhalten könne. Die American Country Life Association bemüht sich sehr um die Förderung auch des Gemeinschaftslebens auf dem Lande, und in ähnlicher Richtung gehen die von uns früher schon einmal erwähnten Bestrebungen zur Hebung der Landkultur, die Professor Frame an der Universität in Morgantown ins Leben gerufen hat und auch weiter fördert. Aber es ist doch ein eigen Ding um das Gemeinschaftsleben. Wir Deutschen merken schon sehr deutlich, daß der Nachbar, zu dem wir tagtäglich hingehen können, mit dem wir Freud und Leid unmittelbar teilen, uns in gewisser Weise näher steht, als der Verwandte, der uns räumlich ferner ist und mit dem wir in der Hauptsache nur schriftlich verkehren können. Und man wird sich wohl denken können, daß mit den wachsenden Entfernungen, die eine Folge der dünneren Besiedlung sind, auch die Nachbarschaft ein anderes Gepräge annehmen muß, auch dann, wenn nicht, was in Amerika häufig der Fall ist, Stammesverschiedenheiten noch eine Rolle spielen.

Aber die durch die Technik gegebene leichte Beweglichkeit ist doch auch viel wert. Der Mensch wird dadurch weniger abhängig von der Arbeitsstelle. Selbst Streckenarbeiter an der Eisenbahn habe ich in größerer Zahl gesehen, die mit dem Auto an die Arbeitsstelle gefahren waren. Der Mensch kann auch in größerer Entfernung noch Arbeit annehmen. Bei Landarbeitern kommt es nicht selten vor, daß sie zunächst die Ernten in den südlicheren Staaten erledigen helfen, in Iowa, Missouri usw. und sich dann nordwärts wenden, um in Minnesota oder Wisconsin eine zweite Ernte mitzumachen. Ganz besonders wirkt sich das aber auch dahin aus, daß die Arbeiter im Wohnen nicht mehr Masse zu sein brauchen, weil sie nicht auf Massenbeförderungsmittel, wie Eisenbahn, Straßenbahn usw. angewiesen sind. Vielleicht erklärt sich daraus, daß man in Amerika in Mittelstädten kaum einmal ein größeres Mietshaus findet, und daß selbst in der Peripherie der Großstadt, auch der Millionenstadt, sich zahllose Einzelhäuser finden, die nicht zuletzt auch von Arbeitern bewohnt sind. Was macht es für ihn aus, wenn er auch 10 oder 20 Kilometer von seiner Arbeitsstelle entfernt ist, wenn er sein Auto hat? Die außerordentlich große Zahl von Einzelhäusern gibt einem, der weiß, daß in der Wohnungsfrage in gewisser Weise der Schlüssel zur ganzen Wohlfahrtspflege steckt, doch außerordentlich viel zu denken.

LW Wohnungsbau in Amerika.

Von der Hausbeschaffung macht man sich in Deutschland im allgemeinen keine rechte Vorstellung. Vielfach schreibt man an eine große Hausfabrik oder an ein großes Versandgeschäft und läßt sich einen Katalog kommen. In diesem Katalog findet man eine ganze Reihe von Häusern, solche von etwa 800 Dollar bis zu 5000 Dollar und darüber. Seinen Wünschen und seinem Geldbeutel entsprechend sucht man sich ein Haus aus und bestellt es. Es wird einem zugeschickt, und nun stellt man es, nötigenfalls unter Hilfe eines sachverständigen Menschen, auf. Da ganz genau angegeben ist, wohin die einzelnen Teile gehören, ist die Mitwirkung eines Sachverständigen nicht unbedingt notwendig. Man kann also für den Preis von etwa 1000 Dollar in den Besitz eines eigenen Hauses kommen. Nun sind aber in Amerika 1000 Dollar nicht etwa 4200 Mk., sondern der Gebrauchswert des Dollars ist höchstens 2 Mk. Wollte man es also auf deutsche Verhältnisse übertragen, so könnte man sagen, daß man für 2100 Mk. ein eigenes Haus bekäme. Und wir rechnen in Deutschland auch bei ganz billigen Verhältnissen doch immerhin mit einer Summe von 6000 bis 8000 Mk.

Hier bei uns sagt man natürlich, die Sache ginge nicht so amerikanisch zu machen. Sicher können wir bei unserer Waldarmut keine Holzhäuser bauen; vielleicht ist auch für Amerika die Zeit des Holzhauses bald vorüber, da man mit den Wäldern einen furchtbaren Raubbau getrieben hat. Aber es gibt doch andere Mittel, aus denen man Häuser bauen kann. Ob wir in Deutschland nicht doch einen Fehler begehen, daß wir zu gut bauen? Unsere Wohnungsnot, die uns heute drückt, ist doch zu einem Teil darauf zurückzuführen, daß so manche Häuser, die vor 50 oder 100 Jahren gebaut worden sind und damals gut waren, den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen, aber auch nicht zusammenfallen wollen. Ob man sich nicht doch einmal überlegt, daß es auch ein Zu-gut-bauen gibt?

Wenn man aber annimmt, daß Holzhäuser in Amerika wohl zu gebrauchen wären, weil es dort viel wärmer sei, so vergißt man, daß dort der Wärmeunterschied erheblich größer ist als bei uns. In dem mittleren Iowa, wo ich mich mehrere Tage aufhielt, hatte man Anfang August Temperaturen von 30 Grad Celsius im Schatten und mehr. Mir kam das natürlich furchtbar heiß vor. Die dort Heimischen sagten mir aber, es wäre eigentlich eine ganz erträgliche Temperatur. Im Winter aber geht die Quecksilbersäule bis zu 30 Grad Celsius und mehr unter Null. Also wenn dort das Holzhaus genügt, ist es sicher nicht notwendig, daß wir hier um der Wärmehaltung willen so mächtig starke Steinwände hinsetzen.

Es ist natürlich gerade beim Wohnungsbau manches zu bedenken, und es fällt mir durchaus nicht ein, ohne weiteres das, was in Amerika zu gebrauchen ist, für uns zu empfehlen. Aber notwendig ist doch, daß wir uns einmal gründlich überlegen, ob wir nicht Mittel und Wege finden, auch dem kleinen Mann zu einem Eigenheim zu verhelfen, ohne daß er sich so schwer zu belasten braucht, wie es heute verlangt wird. Wer einmal durch die Wohnviertel amerikanischer Städte gewandert ist und dort gesehen hat, wie auch kleine Leute in Parkstraßen auf ihrem eigenen Grund und Boden im eigenen Hause wohnen, findet sich außerordentlich schwer in unsere deutschen Massenwohnhäuser hinein, auch dann, wenn sie von einer guten Siedlungsgesellschaft mit Liebe behandelt sind. — —

Wie man im Auslande ländliche Versammlungen und Feste LW veranstaltet.

Bauerntag. Die Landwirtschaftliche Hochschule East Lansing im Staate Michigan, die im August 1927 zunächst den amerikanischen Kongreß und dann die internationale Konferenz für ländliche Wohlfahrtspflege (Country Life) beherbergte, liegt außerordentlich reizvoll. Am Rande eines ziemlich licht gehaltenen, weit ausgestreckten Parks liegen die zahllosen, durchweg glänzend eingerichteten Gebäude, die der Hochschularbeit dienen; der Park bietet anmutige Spazierwege, die aber, wie man das in Amerika häufig trifft, nicht so gehalten sind, daß jedes Betreten des Rasens verboten werden müßte, — die Rasenflächen sind übrigens auch so groß, daß ruhig einmal etliche hundert Menschen täglich darüber gehen können, ohne daß dem Rasen etwas fehlt, wenn nur nicht alle dieselbe Stelle betreten.

In diesem Park finden man auch große Flächen, auf denen man Versammlungen abhalten, und andere, auf denen man sein Auto unterstellen kann.

Im August vorigen Jahres tagte in diesem Park ein Bauerntag (farmers day) für den Staat Michigan. In einem weiten Rund saßen amphytheatralisch aufgebaut Tausende von Menschen, garnicht einmal so dicht zusammengezogen, und nicht wenige zogen es vor, anstatt sich hinzusetzen, umherzugehen, oder sich im Grase zu lagern. An den Vortragenden war man natürlich nicht gebunden. Man sah ihn zwar auf einer Rednerkanzel stehen, sah es ihm auch an, daß er sprach, unmittelbar hören konnte man ihn nicht. Doch sorgten zahlreich angebrachte Lautsprecher dafür, daß man den Vortrag im weiten Rund gut hören konnte.

Was auf diesem Bauerntag verhandelt wurde, ist in diesem Zusammenhange nebensächlich. Von großer Bedeutung scheint mir zu sein, daß man es ermöglicht hatte, Tausende von Bauern zusammenzubringen. Die Hochschule von East Lansing liegt nicht gerade ungünstig, aber tausend Farmer sind in Michigan auch nicht leicht zusammengebracht. Ich habe mit Teilnehmern gesprochen, die bis zu 400 km mit dem Auto herangekommen waren, und bin durchaus nicht davon überzeugt, daß ich gerade die größten Entfernungen herausgebracht habe. Wie schon einmal betont, kommt eine derartige Fahrt zu einer Versammlung verhältnismäßig billig zu stehen. Verpflegung, die außerdem nicht gerade teuer ist, kann man sich vom Hause mitnehmen. Übernachtung kommt nicht in Frage, und die Betriebskosten für das Auto sind auch nicht sonderlich hoch, hauptsächlich dann nicht, wenn mehrere sich zu gemeinsamer Fahrt vereinigen. Die Möglichkeit, an derartigen Veranstaltungen teilzunehmen, erhöht das berechtigte Selbstgefühl des Bauern außerordentlich. Auch vom Standpunkt der Bildung ist das nicht zu unterschätzen.

Was mir aber am meisten aufgefallen ist, berührt sich eng mit einem Eindruck, den ich vor vielen Jahren in Kopenhagen hatte, als ich Zuschauer bei einem dortigen Grundlovsfest war. Diese zwanglosen Feiern im Freien kennen wir in Deutschland eigentlich nicht. Selbst bei kleinen Veranstaltungen, wo keinerlei technische Schwierigkeiten zu überwinden sind, verkriechen wir uns auch bei schönstem Wetter in dumpfe Zimmer, anstatt uns in freier frischer Luft zu bewegen. Ob es daher kommt, daß wir unsere Veranstaltungen viel zu sehr auf den Winter legen? Oder gehen wir auch bei derartigen Volksveranstaltungen so sehr in die Tiefe, daß wir draußen zu stark abgelenkt werden? Wenn Letzteres zuträfe, könnte eine wenig leichtere Lebensauffassung auch uns Deutschen nicht schaden.

Eine ganz besondere Note erhalten diese Feste im Freien dadurch, daß sie ganz ohne Alkohol abgehalten werden. In Amerika entspricht das den gesetzlichen Bestimmungen, in Dänemark war das seinerzeit allgemein üblich, den Alkohol, wenn auch nicht gänzlich auszuschalten, so doch sehr stark zurückzudrängen. Feste im Freien mit ausgiebigem Alkoholgenuß wirken nicht. Es bleibt nicht aus, daß dieser oder jener über den Durst trinkt, und auch derjenige, der nach deutschen Begriffen erst „etwas angeheitert" ist, pflegt in Gottes freier Natur eine Figur zu bieten, die nicht gerade erfreulich wirkt. Aber wir brauchen ja auch den Alkohol nicht gerade bei jeder Veranstaltung, und es würde für uns sicher von Vorteil sein, wenn wir uns — ganz unbekümmert um die Frage, wie wir zum Alkohol stehen —, auch einmal wirkliche Volksfeste gestatten würden, bei denen der Alkohol ausgeschaltet wird.

LW Extensive oder intensive Wirtschaft?

Wie die verschiedene Besiedlungsdichtigkeit auch auf die Erörterung von Fragen einwirken kann, die scheinbar auf ganz anderem Gebiet liegen, wurde mir so recht klar, als einer der Altmeister der Country-life-Bewegung in Amerika über Gefahren einer Überschätzung in der Landarbeit sprach. Er meinte in seinen Ausführungen u. a., daß es durchaus nicht möglich sei, jeden einzelnen und alle gleichmäßig zufrieden zu stellen. Es seien eben nicht alle Bauern wirkliche Bauern, und manches Bauernland sei heutzutage eigentlich für den Landbau nicht mehr geeignet. Wie die Industrie, so sei auch die Landwirtschaft sehr stark durch örtliche natürliche Verhältnisse in ihrem Erfolg bedingt. Und das zu lösende Problem bestehe wohl darin, eine gewisse Neuverteilung der Bevölkerung innerhalb der Landwirtschaft vorzunehmen. Er meinte dann weiter, daß man in Amerika verhältnismäßig zu viel Aufmerksamkeit der Landflucht zugewendet habe und nicht ernsthaft genug dem Problem zu Leibe gegangen sei, Personen von solchem Land zu entfernen, das gegenwärtig unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu guten Bauernstellen gemacht werden könne. Man müsse unterscheiden zwischen Bauer und Bauer. — Also er meinte, es sei nicht auf jedem Lande ein Bauer zu halten, und es sei auch nicht jeder Bauer auf dem Lande zu halten. Es schwebte ihm offenbar etwa vor, innerhalb der Landwirtschaft jeden einzelnen Menschen an die günstigste Stelle zu bringen. Uns Deutschen will der Gedanke zunächst garnicht in den Kopf hinein, nicht nur, daß bei uns die ganzen Überlieferungen mit den Rechtsverhältnissen in Bezug auf Eigentum und Pacht bei einer solchen Neuverteilung außerordentlich große Schwierigkeiten machen würden, sondern es fällt uns schwer, zuzugeben, daß es überhaupt Land gibt, das nicht für Landwirtschaft geeignet sei. Unsere ganze Ödlandskultivierung würde dann, wenn man dies zugeben müßte, vielleicht in andere Bahnen gelenkt werden. und man würde auch manche Melioration unterlassen, weil doch keine richtige Rente herauskommt. So scheint es einem zunächst, bis man dann bemerkt, daß man im Grunde genommen zwei ganz verschiedene Sachen zusammengebracht hat. Man hat eine Forderung, die in einem ganz jungen Kolonialland mit unendlich weiten Flächen und verhältnismäßig sehr wenig Menschen entstanden ist, übertragen auf altes Kulturland, das so dicht bevölkert ist, daß man nicht darauf verzichten kann, jedes Fleckchen Erde auszunutzen, das überhaupt ausnutzbar ist. Man merkt aber, daß man im Grunde genommen einem dritten gegenüber steht. Wenn es möglich ist, daß ein Land überhaupt den Gedanken sogar ernsthaft erwägen kann, Land brach liegen zu lassen oder unbenutzt liegen zu lassen, weil es nicht genug einbringt, dann steht man doch einer stark extensiven Wirtschaft gegenüber. Nur die günstigsten Objekte werden herausgeholt und das andere überläßt man sich selbst. Und das ist nicht etwa nur Theorie, sondern es ist auch in der Praxis so zu finden. Auf einer Farm im Staate Michigan, die 160 Acres groß war, waren 18 Acres mit Weizen, 8 mit Gerste, 4 mit Kartoffeln, 34 mit Luzerne und 3 mit Mais bestellt; der Rest war Weide, z. T. auch Ödland, das wir sicher nicht unbenutzt hätten liegen lassen, — also extensive Wirtschaft. Kann nun aber ein solches Land nicht die Lebensmittel viel billiger liefern als unser altes Kulturland unter viel ungünstigeren Verhältnissen sie zu liefern vermag? Die Frage stellen, heißt ja schon sie bejahen. Und wäre es denn nicht in dem Stadium der Weltwirtschaft, in dem wir uns befinden sollen, richtig, unser schlechtes Land unbenutzt liegen zu lassen, um die Arbeitskraft anderweitig nutzbringend zu verwenden und uns die Nahrungsmittel aus Amerika billiger zu kaufen, als wir sie selbst erzeugen können? Diesen Gedanken könnte man ernstlich erwägen, wenn man nicht die Erfahrungen einer jahrelangen Hungerblockade hinter sich hätte und wenn man sicher wäre, daß solche Not nie wieder käme. Da wir aber einmal die Erfahrung haben und die Sicherheit, daß wir künftig mit solchen Erfahrungen verschont werden, nicht haben, so bleibt für uns doch nur übrig, die Verhältnisse für unsere deutschen Bauern so zu gestalten, daß sie nicht von dem Auslande erdrückt werden. Wie man das macht und mit welchen Mitteln man das macht, ist eine Sache, über die politische Organisationen sich den Kopf zerbrechen mögen, über die wir auch unsere Ansicht haben, die aber hier zu stehen kein Recht hat. —

* * *

Das wäre so ein kleiner Streifzug, dem vielleicht gelegentlich einmal andere folgen werden. Man sieht, daß drüben manches anders ist als hier. Ob auch besser? Ich habe manch einen getroffen, dem es drüben gut ging, und ich habe über manchen gesprochen, dem es nicht gut ging. Wohin die größte Mehrheit gerät? Die Frage wird sich nicht beantworten lassen, da es darüber keine Statistik gibt. Glück und Unglück gibt es drüben wie hüben. Man ist aber vielleicht nicht so eingeengt, und wenn man Glück hat, kann man vielleicht leichter zu etwas kommen. Mag sein! Aber das „Old Country" steckt doch allen merkwürdig tief im Blut. Wer seine Kindheit hier verlebt hat, wird die Sehnsucht, einmal wieder zurück zu kommen, schwerlich los. Er drängt sie zurück, um nicht heimwehkrank zu werden, aber so von Zeit zu Zeit brichts doch einmal wieder durch. Und bei denen, die schon drüben von deutschen Eltern geboren sind, denen Mutter oder Vater davon erzählt haben, wie es hier war, bei denen ist doch so ein innerer Drang, einmal selbst zu sehen, wie es denn eigentlich in der Eltern Jugendland ist. So leicht wird eine neue Welt keine Heimat im Vollsinne.

Fr. Lembke.

LW Der Hauptausschuß des Preußischen Landtags hat folgenden Antrag (Nr. 7817) angenommen: Das Staatsministerium wird ersucht, auf die Reichsregierung einzuwirken, baldmöglichst die **gesetzliche Regelung der Ferien für Jugendliche** unter Fortzahlung des Lohnes herbeizuführen. — Der Streit um die gesetzliche Festlegung von Ferien für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter ist durch die Neuwahl des Reichstages vorläufig vertagt. Man hat sich bisher noch nicht darüber einigen können, ob die Ferienfrage beim Arbeitsschutzgesetz oder beim Berufsausbildungsgesetz oder wo sonst geregelt werden sollte. Die ländliche Wirtschaft hat bis jetzt kaum Stellung dazu genommen, obwohl sie mittelbar und unmittelbar ein erhebliches Interesse daran hat. Wenn auch nach den Gesetzentwürfen die Landwirtschaft nicht mit einbezogen werden sollte, so sollen doch alle Handwerks- und Gewerbebetriebe auf dem Lande mit erfaßt werden. Diese stehen fast sämtlich in einer so engen Verbindung mit der Landwirtschaft, daß gesetzliche Bestimmungen, auch wenn sie zunächst nur für das Landhandwerk gelten, sich nur dann durchführen lassen, wenn sie auch den Bedürfnissen der Landwirtschaft Rechnung tragen. Die ländliche Wirtschaft ist eine Einheit mit gemeinsamen Interessen, was leider auch oft von Vertretern des Landes nicht gebührend berücksichtigt wird.

Bei der Ferienfrage ergeben sich verschiedene Schwierigkeiten. Darüber ist selbstverständlich gar kein Wort zu verlieren, daß grundsätzlich der Jugendliche auf dem Lande das gleiche Anrecht auf Ferien oder Urlaub hat wie sein Altersgenosse in der Stadt. Aber wann soll die Urlaubszeit sein? Die eiligen Zeiten der Bestellung und Ernte kommen nicht in Betracht. Dazwischen liegen je nach den klimatischen und Witterungsverhältnissen etwas weniger dringende Zeiten von einigen Tagen oder vielleicht einigen Wochen, in denen natürlich aber nicht sämtliche Lehrlinge und Jugendliche in die Ferien geschickt werden können. Ist die arbeitsärmere Zeit im Winter für eine Erholung oder Wanderung unter allen Umständen geeignet? Gibt es auch in dieser Zeit genügend Erholungsheime mit billigen Verpflegungssätzen? Wer leistet die erforderlichen Zuschüsse? Denn der Lehrling, der auf dem Lande doch vielfach im Hause des Meisters wohnt und verpflegt wird, daneben aber keinen oder nur ganz geringen Lohn erhält, kann die Kosten nicht bestreiten, selbst wenn der Meister ihm für die Urlaubstage den ortsüblichen Verpflegungssatz auszahlt. Eltern und Verwandte, die den Jugendlichen aufnehmen könnten, sind nicht immer vorhanden. Ein Verbleiben im Hause des Lehrherrn unter vollständiger Befreiung von der Arbeit läßt sich auch nicht durchführen.

Alle diese Schwierigkeiten lassen sich durch eine allgemeine Regelung, die in erster Linie auf städtische und industrielle Verhältnisse zu-

geschnitten sein wird, niemals lösen. Da aber eine gesetzliche Regelung kommen wird und kommen muß, ist es Pflicht der Vertreter der ländlichen Wirtschaft, sowohl der Landwirtschaft als der ländlichen Handwerks- und Gewerbebetriebe, diese Frage eingehend zu erörtern und die Interessen des Landvolkes rechtzeitig und mit allem Nachdruck zu wahren.

LW Der **Umfang der Landflucht** wird vielfach immer noch unterschätzt, weil man sich von den Zahlen, besonders wenn sie die Ergebnisse großer Bezirke zusammenfassen, oft keinen rechten Begriff machen kann. Eine genaue Nachweisung liegt aus dem Kreise Lötzen in Ostpreußen vor. Wie wir dem Verwaltungsbericht entnehmen, sind in der Zeit vom 15. Dezember 1926 bis 15. Dezember 1927 im ganzen 426 Personen zugezogen, dagegen 865 abgewandert. Allein für die Landwirtschaft betragen diese Zahlen 149 bzw. 376, während die übrigen auf andere Berufe entfallen. Besondere Bedeutung erlangen diese Zahlen dadurch, daß unter den in die Landwirtschaft Zugezogenen sich nur 16 Verheiratete befinden, während unter den Abwandernden 79 verheiratet waren. Der Verlust für die eigentliche landwirtschaftliche Bevölkerung wird dadurch noch bedeutend höher, daß bei diesen Zahlen Kinder unter 14 Jahren nicht mitgezählt worden sind. Man kann den Verlust, den sowohl die ländliche als die Gesamtbevölkerung des Kreises in einem Jahre durch Mehrabwanderung erlitten hat, mit mindestens 1 % der Bevölkerung annehmen. Wenn nun trotz des auf dem Lande allgemein höheren Geburtenüberschusses die Bevölkerung eines Kreises jährlich um 1 % abnimmt, dann kann man ermessen, wie gefährlich in nationalpolitischer und wirtschaftlicher Beziehung eine derartige Landflucht ist. Mögen auch vielleicht in Ostpreußen besonders schwierige Verhältnisse vorherrschen, die eine Abwanderung begünstigen, so ist es in anderen ländlichen Bezirken Deutschlands vielfach nicht anders. Die Eindämmung der Landflucht, besonders in den gefährdeten Grenzgebieten, muß deshalb zu den allerwichtigsten Aufgaben des Staates gehören. Die Aufklärung über die großen Gefahren der Landflucht muß auch unter allen Umständen in die städtischen und industriellen Kreise hineingetragen werden, damit auch diese allmählich erkennen, wie wichtig der Bauernstand für die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und den Fortbestand des gesamten Staates ist.

LW

Siedlung tut not.

Wer die Bevölkerungsbewegung vom Anfang dieses Jahrhunderts beobachtet, den Zustrom vom Lande zur Stadt, den Rückgang der Geburten, der muß erkennen, daß die Landbevölkerung einen viel höhern Anteil des Gesamtvolkes ausmachen müßte, um dieses gesund und leistungsfähig zu erhalten. Anderseits war zu erstreben, die Erzeugung von Nahrungsmitteln so zu steigern, daß der Bedarf unseres ganzen Volkes im Lande gedeckt würde, wozu die vermehrte Landbevölkerung mit beitragen würde. Vor dem Kriege, ~~als wir noch ein reiches Volk waren,~~ brauchte nicht darauf gesehen zu werden, ob die Siedler auch gute Landwirte waren. Wenn die im Lande erzeugten Nahrungsmittel nicht ausreichten, dann konnten wir aus dem Auslande zukaufen, ohne unsere Handelsbilanz zu schädigen. Heute hingegen muß in erster Linie jede Einfuhr von Waren vermieden werden, die im Inlande erzeugt werden können oder könnten. Daher kann nur eine Siedlung von tüchtigen Landwirten unserm Volke nützen. Bei der gegenwärtigen traurigen Lage der Landwirtschaft können erfahrene Landwirte kaum durchhalten, geschweige denn Neulinge. Die Zwangswirtschaft während des Krieges hat bewiesen, daß von der viel geringeren Fläche des Großgrundbesitzes das Mehrfache von dem des kleineren Besitzes abgeliefert ist *). Welchem Landwirte ist es aber jetzt möglich, dem zweiten und dritten Sohne das zur Siedlung nötige Kapital zur Verfügung zu stellen?

Wer unsere Entwicklung nach der Revolution unbefangen beurteilte, mußte über die damalige Sorge um Siedlungsland lächeln; denn die vermehrten Lasten, Steuern, soziale Fürsorge, erhöhte Löhne usw. mußten die Unrentabilität der größeren Wirtschaften zuerst herbeiführen. Diese Lage ist jetzt eingetreten. Heute gibt es Siedlungsland mehr als genug, aber keine Siedler, weder solche, die persönlich geeignet sind **), noch unausgebildete Landwirte.

Da jeder strebsame Mensch vorwärtskommen will, so muß dieses auch dem kleinen Landwirt ermöglicht werden durch Schaffung von kleinen und mittleren Besitzungen. Als ich 1872 meine hiesige Wirtschaft übernahm, waren in dem Orte von 250 Einwohnern 18 Arbeiterfamilien. Nach dreißig Jahren waren fünfzehn selbständig. Heute arbeiten die Nachkommen von 4 mit Pferden. Gewiß ein erfreuliches Ergebnis, soweit es durch ehrliche Arbeit erreicht ist.

Zu Siedlungen gehören auch Gebäude. Die ganze verfahrene Lage unserer Wirtschaft tritt hierin so recht zutage. Gebäude sind heute nicht zu einem Preise herzustellen, den der Durchschnittsmensch verzinsen kann, weil die Lebensansprüche aller Arbeiter ungesund gestiegen sind und diese durch erhöhte Einnahmen bei meistens erheblich geringen Leistungen befriedigt werden sollen.

*) Das dürfte in dieser Allgemeingültigkeit doch wohl nicht zutreffen. Die vorhandenen Zahlen reichen auch nicht aus, um wirklich ganz einwandfreie Vergleiche zu ziehen. Wenn z. B. der Großbetrieb von einer bestimmten Fläche doppelt so viel abgeliefert hat wie der Kleinbetrieb, aber nur halb so viel Menschen im eigenen Betriebe zu versorgen hatte, so sind die Leistungen beider Betriebsarten mindestens als gleich anzusetzen. Die Zahl der vom Betriebe zu versorgenden Menschen spielt aber hierbei eine ausschlaggebende Rolle. Aber gerade weil viel mehr Menschen unmittelbar vom Kleinbetrieb leben, sind Großbetriebe zur Versorgung der Städte unbedingt notwendig. Die Frage darf deshalb nicht lauten: Kleinbetrieb oder Großbetrieb, sondern die Forderung muß heißen: Klein-, Mittel- und Großbetrieb in gesunder Mischung.

**) Diese Ansicht ist nicht richtig. In den zweiten und dritten Bauernsöhnen, in vielen Heuerlingen und Landarbeitern haben wir ein ganz vorzügliches Siedlermaterial. Es fehlt nur das nötige Kapital.
Die Schriftleitung.

Die Unmöglichkeit, die so nötigen Siedlungen in den Gegenden mit vorwiegendem Großgrundbesitz durchzuführen, zeigt so recht die falsche Einstellung unserer Wirtschaftspolitik. Auf dem Lande fehlen Tausende Arbeiter, die durch Ausländer ersetzt werden müssen, weil den Arbeitslosen der Stadt das Bummelleben mit der Arbeitslosenunterstützung besser gefällt, als die Landarbeit. Durch die Unrentabilität der Landwirtschaft wird vielen das Landleben verleidet. In den übervölkerten Großstädten werden mit staatlicher Unterstützung tausende von Wohnungen erbaut, und auf dem Lande mangeln diese für die fehlenden Arbeitskräfte.

Um unser erkranktes Volk zur Gesundheit zu führen, ist es nötig, jedem in Stadt und Land die Ueberzeugung beizubringen, daß es Pflicht ist, die ihm von Gott verliehene Gesundheit an Körper und Geist sich zu erhalten und diese auf seine Kinder zu übertragen zum Wohle des ganzen Volkes. In meiner Broschüre „Bauernwert und Bauernpflicht" habe ich dieses weiter ausgeführt. Dieselbe habe ich der „Ersten Thüringer Bauernhochschule zu Neudietendorf" als Baustein überlassen; sie ist von dort für 1 RM. zu beziehen. A. Wadsack, Hornsömmern.

LW Der Kreis Beckum in Westfalen hatte sich, wie wir dem Verwaltungsbericht entnehmen, im Frühsommer 1927 auf Wunsch zahlreicher Bewerber, insbesondere aus den Reihen der nachgeborenen einheimischen Landwirtssöhne entschlossen, an der **Ostsiedlung** tatkräftig mitzuwirken. Unter hervorragender Mitarbeit des Reichstagsabgeordneten Bornefeld-Ettmann wurden durch Vermittlung der Oberschlesischen Landgesellschaft zunächst zwei Güter in den Kreisen Grottkau und Namslau mit Bauernsöhnen aus dem Kreise Beckum besiedelt. In Niklasdorf (Kr. Grottkau) wurden 9 Stellen, in Falkowitz (Kr. Namslau) 7 Stellen in der Größe von 14 bis 26 ha von Beckumer Siedlern erworben. Im Laufe dieses Sommers werden weitere 12 Stellen in Klein-Zindel, Petersheide und Halbendorf ebenfalls mit Beckumer Siedlern besetzt. Um eine feste Stütze für den landsmannschaftlichen Zusammenhalt der westfälischen Siedler zu geben, wurden die Restgüter Niklasdorf und Klein-Zindel ebenfalls von Siedlern aus dem Kreise Beckum erworben. So sind also im ersten Siedlungsjahre für nachgeborene Landwirtssöhne aus dem Kreise Beckum insgesamt 30 Siedlerstellen in Oberschlesien erworben worden.

Die Durchführung der Siedlung vollzog sich im allgemeinen folgendermaßen: Die Siedlungsbewerber, die sich mittelbar oder unmittelbar bei der Kreisverwaltung meldeten, wurden nach eingehender Prüfung ihrer Eignung und Befähigung sowie ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse zunächst vorgemerkt, bis die Verhandlungen über den Erwerb der Siedlerstellen zum Abschluß gebracht waren. Alle Verhandlungen wurden von der Kreisverwaltung ausgeführt, so daß der Bewerber nur noch den Kaufvertrag zu unterschreiben und die Stelle zu übernehmen brauchte. Die Kaufpreise waren nach der Größe der Stelle und der Güte des Bodens verschieden. Als Durchschnittspreis für eine 60 Morgenstelle einschließlich der Gebäude kamen etwa 35 000 RM. in Frage. Da eine solche Summe keinem der Siedler zur Verfügung stand, mußte mit billigen Darlehen geholfen werden, was in allen Fällen durchgeführt werden konnte. Die westfälische Provinzialverwaltung stellte über die Landesbank der Provinz Westfalen für die erforderliche Anzahlung Darlehen von je 6 bis 8000 RM. zur Verfügung, aber nicht unmittelbar an die Siedler, sondern an den Kreis, der sie an die Siedler weitergab und zwar grundsätzlich gegen hypothekarische Sicherstellung auf den väterlichen Höfen, welche diese Sicherungsbelastung auch durchweg ohne weiteres übernahmen. Diese Darlehen sind mit 3½ % zu verzinsen und mit 1 % zu tilgen. Ferner vermittelte die Landgesellschaft ein Hauszinssteuerdarlehn von je 6000 RM., die mit 1 % verzinst und von 1930 ab mit 1 % getilgt werden müssen. Die Landgesellschaft ließ dann diejenige Summe, welche nach Abzug der Anzahlung und des Hauszinssteuerdarlehens vom Kaufpreis noch übrig blieb, als Restkaufgeld auf der Stelle stehen. Diese Beträge sind vorläufig mit 3½ % zu verzinsen und mit ½ % zu tilgen, sollen jedoch später unter mindestens ebenso günstigen Bedingungen von der Landesrentenbank „verrentet" werden. Endlich wurden noch den Siedlern Einrichtungsdarlehen von grundsätzlich je 4000 RM. gegeben, um das erforderliche lebende und tote Inventar beschaffen zu können. Die Einrichtungsdarlehen sind für die ersten drei Jahre unverzinslich, werden alsdann sehr niedrig verzinst und abgetragen.

Durch alle diese Maßnahmen sind die Beckumer Siedler in Oberschlesien in die Lage versetzt, ihre Stellen mit einer verhältnismäßig sehr niedrigen Belastung zu bewirtschaften; alle Stellen befinden sich denn auch durchweg in einem sehr befriedigenden Wirtschaftszustande.

Die Kreisverwaltung hat die Absicht, auch in Zukunft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Ansiedlung von geeigneten Kreisbewohnern im Osten zu fördern. Bei den außerordentlichen Erfolgen der bisherigen Siedlungstätigkeit ist es nicht verwunderlich, daß bei der Kreisverwaltung die Zahl der Bewerber um weitere Siedlerstellen ständig wächst.

Das Beispiel von Beckum zeigt, daß eine rührige Kreisverwaltung, auch wenn im eigenen Kreise kein Siedlungsland verfügbar ist, doch eine ausgedehnte und erfolgreiche Siedlungstätigkeit entfalten kann. Der Kreis sorgt auf diese Weise nicht nur für seine Kreisangehörigen, sondern er erfüllt durch die Besiedlung des dünn bevölkerten Ostens auch eine hohe staatspolitische Aufgabe. In nationalpolitischer und auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht ist vielleicht die Ostsiedlung auf altem Kulturboden wichtiger und zweckmäßiger, als die Ansiedlung auf Moor- und Heideflächen, deren Kultivierung zunächst erheblichen Aufwand an Arbeit und Kosten erfordert, wobei die Erträge in den ersten Jahren meist noch sehr niedrig sind. Das Beckumer Vorbild sollte möglichst viele Kreisverwaltungen anregen, in der gleichen Weise vorzugehen.

LW

Singscharen aufs Land!

Unser Volk hat seine guten alten Lieder zum großen Teil vergessen; Schmutz und Schund machen sich auf jedem Gebiete breit, und der Schmarren ertönt heute auf jeder Dorfstraße. Nicht durch lange Belehrungen überzeugen wir davon, daß er unschön und kitschig ist. Wir müssen das gute Lied bringen und vorsingen. Singgemeinden, die es ernst meinen mit ihrer Erneuerungsarbeit, müssen hinausziehen aufs Land und mit Spiel, Gesang und Tanz bei allen Gelegenheiten aufwarten. Sie stellen sich bei Volksfesten zur Verfügung; sie singen auf dem Dorfanger und vor allem auch zum Gottesdienst in der Kirche. Dabei finden sie oft dankbarere Zuhörer als in der überfütterten Stadt und lassen manchen die Kraft und Schönheit unserer alten Lieder erleben. Im folgenden sei ein kleiner Bericht aus einem Lokalblatt über solch ein Gastsingen von Stadtjugend auf dem Lande wiedergegeben:

Wie glücklich ist die Jugend, die sich losmacht von faden Vergnügungen einer irrenden Masse und sich zurückfindet zum Herzen der Natur! Mehrere Tage waren Lübbener Jungscharen in der Herberge am Schwielochsee. Lied und Spiel hat sie zusammengeführt, hat sie zusammen arbeiten und froh sein lassen. Der Sonntag sollte den Höhepunkt ihres Zusammenseins bilden. Sonniges, wunderbares Wetter hat den Tag vor allen andern ausgezeichnet, hat der Singschar den Kirchgang nach Zaue zu einem besonderen Erlebnis gemacht. Nun singen sie in dem alten anheimelnden und stimmungsvollen Kirchlein die wunderbaren Bachchoräle, singen den andächtigen Zuhörern in die Ohren und in die Herzen, was gottergebene und gottdurchdrungene Menschen erlebt und in großartiger, wirkungsvoller Weise in Tönen zum Ausdruck gebracht haben. Die Predigt warnt mit ihrem Textwort: „Gott ist Richter" in eindringlicher Weise vor dem Ungeist der Zeit und dem menschlichen Hochmut, der die Nichtigkeit alles Irdischen nicht wahrhaben und die Erhabenheit Gottes und die Größe der vollkommensten dienenden Demut nicht anerkennen will. Und die herrlichen alten Lieder führen die andächtige Gemeinde hinaus über die Nichtigkeit und Kläglichkeit alltäglicher Sorgen und lassen sie eine erhebende Feierstunde erleben. Eine Feierstunde muß es auch für die singende Jugend gewesen sein; sie muß von den Tagen des gemeinsamen Singens und dem feierlichen Gottesdienst in der Zauer Kirche etwas hinausnehmen an Kraft für die Arbeit in Schule und Beruf und für den Kampf gegen Schmutz und Schund, um dem Ideal der Jugendbewegung nacheifern zu können: „Rein bleiben und reif werden!"

LW Aus unserem Leserkreise wird unser mehrfaches Eintreten für die **Besserstellung der ersten und einzigen Lehrer an Landschulen** kritisiert mit der Begründung, daß z. B. der einzige Lehrer an einer Schule mit zwanzig oder noch weniger Schülern sicherlich nicht so belastet sei als etwa der zweite Lehrer an einer vollbesetzten zweiklassigen Schule. Dieser habe die Kinder in den vier Jahren der Grundschule so zu fördern, daß sie dann in die Sexta der höheren Schulen aufgenommen werden können. Er habe ferner ganz allein die Arbeit mit den Kindern, die sonst eigentlich in die Hilfsschule gehörten und die garnicht bis in die erste Klasse gelangten. Da außerdem in jedem Jahre ein Teil der Kinder von der Grundschule zur höheren Schule übergehe, sei die Zahl der Kinder in der ersten Klasse viel geringer als in der zweiten. Eine Bevorzugung des ersten Lehrers sei deshalb ungerecht, da er weniger und leichtere Arbeit habe als der zweite Lehrer. —

Das trifft in vielen Fällen zu. Aber bei einer allgemeinen Regelung für den ganzen Staat lassen sich leider solche Einzelheiten nicht ausgleichen. Je größer der Bezirk ist, für den eine allgemeine Regelung getroffen wird, desto größer ist auch die Zahl derer, denen diese Regelung in irgend einer Weise nicht gerecht wird. Das Wohl der Gesamtheit, in diesem Falle der Landschule, muß aber höher stehen als das an sich berechtigte Interesse des einzelnen Lehrers. Und wir müssen eine allgemeine Regelung erstreben, da eine Rückkehr zur Einzelregelung weder der Schule noch dem Lehrer zu wünschen wäre. Wir würden es auch an sich für durchaus berechtigt halten, wenn man allgemein den Landlehrer besser stellen würde als den Stadtlehrer. Das zu fordern hat jedoch gar keinen Sinn, da die hierzu erforderlichen Mittel fehlen und auch der Widerstand der Stadtlehrer und Parlamentarier viel zu groß wäre. Durch aussichtslose oder unerfüllbare Forderungen verdirbt man sich den Kredit bei den Volksvertretern, die doch schließlich über die Bewilligung der Mittel zu entscheiden haben. Je kleiner die Gruppe derjenigen Landlehrer ist, für die wir zunächst eintreten, — und zwar nicht der betreffenden Lehrer, sondern der Landschule wegen —, desto größer ist die Aussicht auf Erfolg bzw. auf einen Teilerfolg. Unsere Stellungnahme beruht also auf dem Interesse der Landschule überhaupt. Wir wissen, daß manchem dabei Unrecht getan werden kann, glauben aber, daß dies vorläufig doch das kleinere Uebel ist.

LW Die Stadtbücherei Worms hat auch die **Bücherversorgung des Landkreises** übernommen, indem sie einen regelmäßigen Kraftwagen-Ueberlanddienst eingerichtet hat, der in allen Ortschaften des Kreises Zweigstellen unterhält und diese wöchentlich einmal beliefert. Dadurch ist es möglich, in jedem Orte die Bücherniederlage beständig auf der Höhe zu halten und auch die großen Bücherbestände der Stadtbücherei und des gesamten deutschen Leihverkehrs den einzelnen Gemeinden zugänglich zu machen. — Vielleicht ließe sich eine derartige Einrichtung auch in anderen Landkreisen treffen.

LW

Das Opferfest *).

Von Andreas Haukland.

Und als die letzte Fuhre eingefahren war und die Schleifen in die Schuppen gestellt, rüstete sich alles zum Erntefest. Man hatte gebacken und gebraut. Und ein gewaltiger fünfjähriger Eber lag keuchend, schwellend von Fett, im Koben.

Alles war bereit zum Fest.

Die Luft war von funkelnder Klarheit. In dunklen, grünen Wellen wogte der Nadelwald über Hängen und Halden, und die gelben Kronen der Laubbäume schossen wie leuchtend sprudelnde Quellwasser durch den grün wogenden Wald empor. Da und dort glühten die roten Beerendolden des Vogelbeerbaums wie flammende Münder.

Auf dem Hügel unten an der Landzunge am Fuße des hochragenden Fröisteines lag ein Kreis reifer Korngarben wie ein Kranz glitzernden Haares.

Früh am Morgen sammelten die Leute sich dort unten.

Es dämmerte noch, so daß Fröis blanke, krumme Sichel am Himmel sichtbar war. Und der warme Atem und das strahlende Lächeln des Gottes huschte wie blinkendes Wetterleuchten über die Erde.

Erschauernd in der mystischen Nähe des Gottes, drängten die Leute sich in immer dichteren Haufen zusammen, denn niemand wagte, allein auf dieser Flur, unter diesem Himmelsgewölbe zu stehen, das so völlig von dem Wesen des mächtigen Gottes erfüllt war.

Aber der Himmel rötete sich jetzt über den Bergen im Osten. Es ward heller. Fröis Lächeln flackerte nicht mehr über die Erde. Und die blanke Sichel am Himmel verblaßte und verschwand. Die See vor der Landzunge spiegelte den roten Himmel wider und lag wie ein Purpursaum um den Strand.

Freudige Erwartung und ein leises Grauen erfüllte die Herzen der Leute, nur ihre Ungeduld wuchs zu fanatischem, ekstatischem Verlangen, mit dem Gott vereint ein alle Sinne betörendes und betäubendes Fest zu feiern.

Plötzlich wurde die Stille von dem gellenden Gebrüll des Ebers zerrissen. Alle wandten sich um und blickten zum Hof hinauf.

Einige der Knechte kamen mit ihm an. Er war gewaschen und mit Halmen und Ähren geschmückt.

Langsam trieben sie ihn herunter zum Opferplatz.

Dort stand Haakon und legte das Holz zurecht, so daß der Rauch und der Duft des Feuers aufsteigen und Fröis Stein einhüllen konnte.

Der Himmel war nicht mehr rot. Gelb wie Schwefel leuchtete er über den Bergen. Und schwefelgelb blinkte die spiegelblanke See um die Landspitze.

Alle wandten die Gesichter dem Sonnenaufgang zu. Und als die Farbe über den Bergen abermals wechselte und leuchtete, blendende Strahlen über den Himmel schossen, bückte Haakon sich, steckte eine brennende Fackel unter die Scheite und zündete den Holzstoß an.

Dann richtete er sich auf und stieß dem Tier das Opfermesser ins Herz. Der Eber sank um. Rasch warfen sich einige Knechte über ihn. Helge fing das Blut in einem getriebenen Kupfergefäß auf. Haakon stand dabei. Das blutige Messer glühte im Feuerschein. Der erste Sonnenstreif zeigte sich über den Bergen.

Da jagte er abermals die blanke Klinge in den Tierleib und schnitt ihn auf. Und als die Sonne endlich, einem gewaltigen flammenden Auge gleich, vom Himmel über die Berge auf die Opferstätte herniederstarrte, hob er ihr auf emporgestreckten Händen das noch zuckende Herz des Tieres entgegen.

Alle standen mit angehaltenem Atem und gesenkten Köpfen dabei, sie wagten nicht, zur Sonne emporzublicken, um durch den Glanz nicht zu erblinden. Und es war so still um sie, daß sie mit allen Sinnen zu hören meinten, wie es unter dem rollenden Sonnenrad von Berg und Himmel krachte.

Haakon legte das bluttriefende Herz ins Feuer und opferte auch von der Kornernte des Jahres. Dann nahm er die Opferschale und besprengte mit dem Blut den Stein auf dem Hügel. Die Sonne glühte in den Blutflecken, als erblühten blutrote Rosen auf dem grauen Gestein.

Der Rauch von dem Holzstoß wallte um den Stein. Aber die roten Blutrosen glühten weiter in dem Rauchschleier.

Haakon stellte die Schale hin, ging zu dem Tiere, zerlegte es und schnitt einige der fettesten Stücke für das Brandopfer heraus

Die Knechte trugen die gewaltigen Viertel zum Braten auf den Gluthaufen.

Der Qualm davon war so fett, daß er sich als eine glänzende Schicht um Fröis Stein legte, der den duftenden Rauch einzusaugen schien.

*) Aus dem soeben im Adolf Sponholtz Verlag Hannover erschienenen Roman „Helge der Wiking" von Andreas Hautland. Aus norwegischer Erde und alter germanischer Kultur ist diese gewaltige Romandichtung erwachsen. Der 410 Seiten starke Band kostet in Ganzleinen RM 9.50.

Nun wurden lange Tische und Bänke vom Hof heruntergetragen und Biertonnen herangerollt. Auf den Tischen lagen Brotlaibe in großen Haufen.

Die Männer, deren Amt es war, auf die fetten Fleischstücke achtzugeben, machten sich an die Arbeit. Die Stücke waren so groß, daß Frauen sich damit nicht zu helfen wußten. Aber als die Männer die mächtigen gebratenen Schweineviertel aus dem Feuer genommen und zerteilt hatten, faßten die Frauen zu und warteten auf. Sie legten die fetten, bibbernden Speckscheiben den Männern vor, die sich schweigend an die Tische gesetzt hatten und mit hungrigen Augen und gezückten Messern in den Händen vor sich hinstarrten. Die Messerschäfte hatten sie auf die Tischplatte gestützt, so daß die Spitzen in die Luft ragten. Und Sonnenschein blitzte und blinkte in langen Reihen blanker Klingen.

Das Fest wurde abseits von der heiligen Stätte begangen, so daß es keine Entweihung war, blinkendes Eisen in den Händen zu halten. Auf Brotlaiben als Unterlagen wurden die Speckscheiben zerschnitten. Und der Schmaus begann. Das Bier aus den Tonnen wurde in Kummen und Holzkrügen herumgereicht.

Die Kranke hatte sich so weit erholt, daß sie hinausgehen und sich am Tage in dem hellen Sonnenschein auf dem Hofplatz wärmen konnte. Jetzt, mitten im Fest, kam sie langsam vom Hofe heruntergewandert. Sie war bleich. Aber in dem blassen Antlitz leuchteten die großen blauen Augen wie Veilchen im Schnee. Sie war groß und schlank. Und sie trug ihren Körper mit einer Würde, als stamme sie von altem, stolzem Geschlecht.

Verwundert schaute Haakon sie an. Eine Erinnerung stieg in ihm auf, die Erinnerung an ihre Mutter, die namenlos als Kriegsbeute hier in den Norden gekommen war. Sie war damals schwanger. Und sie gebar ihr Kind auf einem kleinen Gehöft unten am Fjord. Aber sie starb. Und niemand wußte, wer der Vater des Kindes war oder wo die Mutter zu Hause war.

Er sah von ihr zu ihrem Manne hin, der bereits mit hängendem Kopf, lallend und träge von übermäßigem Essen und Trinken dasaß. Und seine Hand, die über den Tisch gestreckt lag und um den Henkel eines Bierkrugs griff, ballte sich vor Ingrimm, daß sie mit diesem Schwächling verheiratet war.

Aber beim Anblick des Mannes regte sich sein Gewissen, und er dachte darin, daß man auf das Weib eines anderen nicht sehen dürfe. Seine Hand ballte sich noch fester um den Henkel des Kruges. Aber er blickte nicht mehr auf die Frau.

Auch die anderen Männer beachteten sie nicht weiter. Sie wußten ja alle, daß sie einem anderen gehörte. Und außer der leisen Röte der Lippen war ja kein Schimmer von Rot in ihrem Gesicht. Ihre Wangen glühten nicht, sie vermochte ihre Herzen nicht zu entzünden, sie nicht zu entflammen.

Die Schaffnerin ging ihr entgegen.

„Alvhild!" sagte sie. „Die Sonne geht unter, der Abend wird kalt. Laß dir den Mantel umlegen."

Und sie schob ihren Arm unter Alvhilds lose hängendes goldenes Haar, hob es auf, hängte ihr den Mantel um die Schultern und ließ das Haar fallen. Ihre Augen blitzten einen Augenblick beim Anblick dieses Haares, das wie eine korngelbe Woge über den Mantel niederwalte und bis zu dessen Saum reichte. Dann seufzte sie schmerzlich bei dem Gedanken an ihre eigenen armseligen Haarzotteln. Und als sie das warme Kleidungsstück vorn auf der Brust mit einer Bügelspange schloß, griff sie so fest zu, als wolle sie diese Frau mit dem schönen Haar erwürgen.

Die Sonne versank im Meer. Himmel und Meer verschmolzen in Rot. Die See floß wie ein Purpurstrom am Land entlang. Und wie dunkle, blinkende Steine in der Purpurflut erhoben sich die zahllosen Inseln und Schären. Die von Fett glänzenden Tische und die blanken Messerklingen der Männer glühten blutigrot im Widerschein des roten Himmels draußen.

Alvhild erschauerte bei dem ersten Hauch des kalten Abends. Sie kehrte um und ging zum Hof zurück.

Als Haakon sich einmal umwandte und hinaufschaute, sah er ihr Haar noch wie eine Sonnenwelle über den grauen Mantel an ihrem Rücken herabfluten.

Aber er blickte gleich wieder fort. Es gab ja ledige Frauen genug auf seinem Hof, junge und kräftige, mit heißem Blut und errötend wie das Meer und der Himmel dort draußen. Und sie gingen an diesem Abend mit so funkelnden Augen und so glühenden Wangen an den Tischen entlang, mit so weichen Bewegungen, so schwach in den Knien, daß sie sich kaum aufrecht halten konnten.

Aber er sah nicht nach ihnen hin. Ihre weichen, zögernden Bewegungen, ihre heißen Augen, die Röte auf ihren Wangen rührten ihn nicht. Schweigend, in sich versunken saß er da und merkte kaum, daß die Dämmerung kam, daß die Nacht Fröis, des Befruchtenden Nacht, mit ihrem wollusterfüllten Dunkel sich über die Erde senkte.

In der Dunkelheit ward er auch nicht gewahr, wie es sich um ihn lichtete, wie sie immer weniger um den Tisch wurden.

Als der Mond am Himmel sichtbar wurde, hob er sein Gesicht zu ihm empor, nahm den Bierkrug in beide Hände und streckte ihn dem Neumond entgegen, diesem Zeichen am Himmel, das gleichzeitig Fröis Pflug, seine Sichel und das Schiff war, in dem der Gott als Weib durch die Nacht segelte, verneigte sich vor ihm und schüttete etwas von dem Inhalt des Kruges als Opfer auf die Erde, richtete, sich darauf mit emporgewandtem Antlitz auf und trank das Bier, diesen Trank aus der Frucht gebraut, die der Gott gespendet.

Als er den geleerten Krug hinstellte, sah er, daß die Männer um ihn her alle alt und grau waren. Und die Frauen, die mit Fackeln in den Händen umhergingen, ihnen zu leuchten und Krüge und Schalen zu füllen, waren verschrumpft und hinfällig.

Da sank der Kopf ihm auf die Brust, sein Opfer war vergeblich gewesen. Er war von der Gnade des jungen Fröi ausgeschlossen, war unter die Schwachen und Alten eingereiht. Und wie in dem Bedürfnis, eine Stütze an der Jugend zu finden, streckte er die Hand nach Helge aus. Und mit der Hand des Sohnes in der seinen ging er langsam auf den Hof zurück und hinein.

Sie legten sich dicht nebeneinander auf dasselbe Lager zum Schlafen nieder. Helges Freude darüber, dem Vater so nahe zu sein, mischte sich mit der unklaren Sehnsucht, an dem glücklichen, stillen Spiel der Jugend draußen in der Dunkelheit teilzunehmen.

Haakon schlummerte ein, fuhr aber wieder auf und streckte die Arme aus, er hatte die Empfindung, die bloßen Arme in einer Flut goldener Haare zu baden. Endlich schlief er ein, schlief jedoch unruhig, spürte Fieber in den Gliedern, denn eine große, schlanke Frau kam ihm entgegen. Sie näherte sich ihm immer mehr. Aber sie kam nie so nah, daß er sie erreichen konnte.

Halbwach erhob er sich einmal von dem Lager und saß eine Weile da, meinte Flüstern und gedämpftes Lachen vom Walde her, aus Hainen und Scheunen zu vernehmen. Und die Manneskraft siedete in ihm, so daß er nahe daran war, aufzuspringen und in Nacht und Dunkel hinauszustürmen.

Dann erwachte er völlig, besann sich und nahm sich zusammen. Eine Zeitlang blieb er noch sitzen und atmete tief und schwer.

Endlich legte er sich wieder hin, strich mit der Hand ein paarmal über das Haar seines Sohnes — und schlief ein.

Er wachte nochmals auf. Ein Hilferuf war im Schlafe zu ihm gedrungen und der Laut plätschernder Wellen hatte sein Ohr getroffen. Und wieder saß er lauschend da und völlig wach. Aber es blieb alles still, die ruhigen Atemzüge des Sohnes erhöhten nur die Stille um ihn.

Durch die Rauchöffnung im Dach sah er die Mondscheibe über das blaue Meer des Himmels segeln.

Am nächsten Tage zeigte es sich, daß nicht nur Fröi, sondern auch Njord und die neidische und launenhafte Ran ihr Opfer erhalten hatte. Alvhilds Mann war in seiner Trunkenheit aufs Meer gegangen und ertrunken. Sie fanden seine Leiche unten am Strand. Ran hatte seine Seele genommen. Und ihre Töchter, die Wellen, hatten seinen toten Körper an den Strand getragen.

LW

Die Siegerin.

Es kam einst zu einem ungeheuren, einem echten Titanenkampf. Alle Tugenden und alle Laster rangen miteinander auf Leben und Tod. Furchtbare Wunden klafften, in Strömen floß das Blut. Hinterlist und Tücke hatten die Gerechtigkeit überwältigt und ihr den Arm gelähmt. Zerfleischt von den Zähnen und Klauen des Hasses und der Eifersucht erstarb die Liebe; die Großmut röchelte unter den würgenden Händen der Habgier. Vielen Tugenden erging es schlecht an dem Tage, aber auch viele Laster meinten den Rest bekommen zu haben.

In der ganzen großen Heerschar blieb nur eine unversehrt; es war eine der Tugenden; es war die Güte.

Mit Steinen beworfen, von den Pfeilen des Undanks durchbohrt, hundertemal niedergezwungen, erhob sie sich immer wieder unverwundbar, unüberwindlich und trat von neuem in den wütenden Kampf.

Es wurde Abend und Nacht; der Streit blieb unentschieden, die Streiter lagen erschöpft. Die Güte allein wandelte über die Wahlstatt, munter wie ein sprudelnder Quell, lieblich wie das Morgenrot, und labte die Leidenden, und in dem Augenblick ließen sogar ihre Feinde es gelten: Die Stärkste bist du!

Marie v. Ebner-Eschenbach.

LW

Das Reitertonnenschlagen.

Die Reiterfeste sind in ihren Ursprüngen zurückzuführen in ganz alte Zeiten. Sie sind Überreste der alten Wettspiele und Schwerttänze, welche unsere Vorfahren in der Frühlingszeit veranstalteten. In der heutigen Form entstammen sie dem Mittelalter. Wie die Ritter sich damals in festlichen Turnieren tummelten, so ritten auch die freien Bauern ihr Reiterspiel. Noch heute spricht man ja von Reitturnieren, die sich in den verschiedenen Landschaften in verschiedener Form gestalten. Während man in Schleswig-Holstein das Ringreiten hat, welches neuerdings auch bei den pommerschen Veranstaltungen nebenbei geübt wird, ist das typische pommersche Reiterfest das Reitertonnenschlagen. Der Vorsitzende des Reitervereins in Lendershagen (Vorpommern) begrüßt alljährlich die dortigen Festteilnehmer mit folgender Ansprache, die auch einen Hinweis auf die Entwicklung des Festes gibt:

„Liebe Tonnenbrüder, werte Festteilnehmer! Mit Freuden haben wir uns wieder zusammengefunden, um unser Reitertonnenfest zu feiern. Es ist ja unsere Pflicht, das zu bewahren, was unsere Väter hinterlassen haben. Unser Reitertonnenfest stammt aus uralter Zeit. Die Chronik sagt es, daß schon im Jahre 1724 unsere Väter dies Fest als eins ihrer größten Feste feierten. Wenn im Frühjahr die schwere Saatbestellung beendet war, dann luden sie sich eine bekränzte Tonne auf den Wagen. Der Inhalt bestand aus köstlichem Gerstensaft. Damit fuhren sie in den maienfrischen Wald. Nachdem sie das Bier ausgetrunken hatten, zerschlugen sie die Tonne mit Knüppeln, ähnlich, wie wir es heute bei unserm Fest machen. Damals waren unsere Buchen wohl noch kleine Pflänzchen und Bäumchen. Heute sind sie emporgewachsen zu riesigen und prächtigen Bäumen, welche tief in unserer heimatlichen Erde Wurzeln gefaßt haben. Ernst und mahnend stehen sie da und rauschen über uns. Sie sagen uns: Haltet fest an eurer alten Heimat und Art, habt lieb euer Pommerland, bewahret die guten, alten Sitten und Bräuche, welche eure Väter euch vorgelebt haben. Mit dieser Mahnung aus vergangenen Zeiten wollen wir nun unser diesjähriges Reiten beginnen!"

Leider ist das Tonnenfest heute nur noch eine Veranstaltung der bestehenden Reitervereine für ihre Mitglieder. Früher wurde es als eine durchaus wichtige und ernsthafte Sache des ganzen Dorfes aufgefaßt. Alles nahm an diesem Fest Anteil. Neben dem reichen Bauernsohn ritten auch der Handwerker und der Knecht. Keiner war von der Teilnahme ausgeschlossen.

Heute beginnt das eigentliche Fest meistens mit dem Abholen der Standarte. Die Musik sitzt auf einem Wagen, und nun begeben sich alle Teilnehmer hoch zu Roß zum König, um diesen abzuholen. Die Begrüßung des Königs geschieht in den verschiedenen Ortschaften in verschiedener Form. Manchmal so ähnlich, wie es früher beim Militär gehandhabt wurde, manchmal auch durch Rede des Obersten oder Kommandeurs und Antwortrede des Königs. Es wäre sehr zu wünschen, wenn sich dabei eine ganz bestimmte, in jedem Jahr wiederkehrende Form herausbilden würde, ähnlich, wie es bei den Erntefesten ist. Wenn auch solche gebundenen Formen oftmals in ihren Reimen und in ihrem sonstigen Aufbau nicht ganz einwandfrei sind, es hat auf jeden Fall etwas für sich, wenn eine feste Form da ist, welche der ganzen Veranstaltung, wie auch den einzelnen Sprechern, etwas Feierliches gibt.

Der Oberst zum König:

„Grüß Jug Gott, Herr König!
Ick glöw, Ji staunen nich wenig!
Erlauwt tau fragen,
wo't geit un steit,
woans den Herrn König is tau Maut,
wenn hei süht kamen sone grote Haud!
Nu sünd wi hier, Jug afftauhalen,
Willn riden un striden mit Jug üm den Loon,
woll uck üm de nige Königskroon!
Wer de nige Kroon hüt ward bekamen,
dat hebben wi noch nich vernamen.
Verläden Joor wiern Ji de Held,
lange Tied is noch dorvon vertellt,
wo brav un tapfer Ji hebbn rungen,
bet Jug is de Sieg gelungen.
Na, hüt geiht nu ein niges Riden an.
Dortau sünd wi kamen alle Mann.
Ick seih, Ji holln Jug ok all praat tau riden
un mit uns üm de nige Kroon tau striden.
Viellicht wardn wedder König Ji,
keinein kann dat weiten!
Ein jeder maakt soon Hapnung sick,
un — wenn ick't seggen dörff, — ok ick!
So lat uns denn nich lang hier mier verwilen,
wie hebbn kein Tied, wi möten wider ilen,
dormit wie seihn,
wat hüt noch Niges ward gescheihn!
Uns Herr König, dei sall lewen taum iersten Mal: Hurra!
taum tweiten un letzten Mal: Hurra!"

Der König antwortet:

„Tauierst minen besten Gruß an alle wierten Riders!
Mi lacht mien Hart, seih ick de wackern Striders!
Seggt, Bräuder, dörf ick dat denn wagen,
mit Jug tau Stried de Tunn tau schlagen?
Ick sitt hier hoch tau Pierd, heww gauden Maut,
Ick glöw, dees Dagg ward för mi gaud!
Ja, König will ick wedder warden,
keiner ward mi dat verargen.
Un kann ick't nich, denn laat ick't sien,
denn ok de König hett sien Lasten,
Hei drinkt oft Water anstaats Wien
un moet bi de vulle Schöttel fasten.
Nu noch ein iernstes Wurt, mien leiwen Frünn,
Ji weiten: de Stried, dei naast sall gliek beginn,
ward sträden ohne Arg un Blaut,
in Freud un Leiw hollt gauden Maut,
denn ward de Kampf bet End henn gaud!
Uns bind't de Leiw un Einigkeit,
Uns schmückt ok de Bescheidenheit!
Doch mien Wurt, dat moet tau Enn nu gaan,
mien Pierd dat will nich still mier staan.
Kaamt, Bräuder, Mann för Mann,
för uns geit nu dat Riden an!
Spält up, Muskanten,
schoont weder Läwer noch Lung,
stärkt Jug intwischen mit Bier de Tung!"

Nach solcher oder ähnlicher Wechselrede geht es im Festzug zum Festplatz. Dort baumelt in Reichhöhe an einem Gerüst die bekränzte Tonne. Sie ist gehörig abgesteift und vernagelt, damit sie den wuchtigen Keulenschlägen der Reiter möglichst lange standhalten kann. Diese reiten bei ihrer Ankunft auf dem Festplatz zunächst unter der Tonne durch, und dann beginnt nach einer kurzen Stärkungspause das Schlagen. Die Reiter durchtraben hintereinander die abgesteckte Bahn und suchen nun mit ihren Holzkeulen die Tonne zu zertrümmern. Gute Schläge werden durch Zurufe der zahlreichen Zuschauer gelobt, während Fehlschläge vom Gelächter der Umstehenden begleitet werden. Wer den Boden aus der Tonne herausschlägt, wird als Bodenkönig proklamiert. Nach einer Erfrischungspause wird das Schlagen fortgesetzt. Der Bodenkönig darf nicht mehr mitschlagen. Er bekommt eine Gerte, muß aber noch weiterhin mitreiten. In der Tonne ist unter dem oberen Boden ein festes Holzkreuz befestigt. Auf diesem hängt die Tonne gewissermaßen. Wer das letzte Stück von der Tonne abschlägt, wird Stäbenkönig. Wieder folgen Hochrufe und Pause, und nun geht es über das verbliebene Kreuz her. Derjenige, der davon das letzte Stück abhaut, ist Tonnenkönig. Er wird mit Ansprache und Hoch gefeiert. Bisweilen wird auch bei diesem Akt eine gebundene Rede gewählt.

Der Oberst:

„Wie hebbn räden un sträden,
Gottlow, keinein hett Schaden läden!
Wer König is, nu weiten't wi,
dorüm is nu ok dat Riden vörbi.
Wi kämpften düchdig üm den Loon,
doch bloot einer kriggt de Königskroon,
nämlich uns nige Herr König hier,
hei heit: . . . . . .
Dat glööwt mi: Wi günn em giern
de Freud. Wi iern
sin Tapferkeit, dei uns hett oewerwunn'
un hett den Sieg erfunn'.
Dorüm soll tönen nu ut aller Munn:
De nige König, dei sall lewen taum iersten Mal hoch!
taum tweiten Mal: hoch, taum drütten Mal: hoch!"

Nun werden die Geschenke verteilt. Daran schließt sich vielfach ein Ringstechen. In die Aufhängevorrichtung der Tonne wird dabei ein in eine Feder geklemmter Ring gehängt. Die Kunst besteht nun darin, im Galopp mit einer lanzenähnlichen Fahne den Ring herauszuholen. Die Preisverteilung richtet sich nach der Ringzahl.

Allerlei Reiterspiele schließen sich an. Nach den Klängen der Musik werden hübsche Quadrillen geritten und andere kavalleristische Reitvorführungen geboten. Aber auch lustige Kampfspiele lassen sich ausfechten. Da ist zunächst der Schleifenraub zu nennen. Einem Reiter werden an der linken Schulter je eine goldene, silberne, rote und blaue Schleife angeheftet, die ihm von der linken Seite mit der rechten Hand — also nicht über den Rücken des Pferdes hinweg — entrissen werden sollen. Die Preisbewerbung findet auf einem Raum, 100 mal 70 Meter groß, statt. Angreifer, die sich aus dem Kampfplatz drängen lassen, scheiden aus. Die Preise richten sich nach der Schleife, welche der Preisträger erobert hat.

Beim Zigarettenrennen startet jeder Reiter mit einer nicht brennenden Zigarette im Munde, die am Wendepunkt der Reitbahn von einer auf ihn wartenden Dame anzuzünden ist. Sieger ist, wer mit brennender Zigarette als erster zum Start zurückkommt. Die Entfernung darf nicht zu groß sein.

Das Nadel- und Fadenrennen verläuft in der Weise, daß auf jeden Reiter am Wendepunkt eine Dame wartet, der er eine Nadel und einen gekennzeichneten Faden zum Einfädeln bringt. Mit eingefädelter Nadel muß der Sieger als erster zum Ausgangspunkt zurückkehren.

Die Gewandtheitsprüfung kann darin bestehen, daß die Reiter auf ungesatteltem Pferd vom Start zum Wendepunkt reiten, dort mit ihrem bereitliegenden Sattel ihr Pferd ohne fremde Hilfeleistung satteln und zum Start zurückreiten.

Hürden-, Flach- und Jagdrennen bringen weitere Abwechselung, bis das Fest nach dem erfolgten Einmarsch in das Dorf durch ein Tanzvergnügen beschlossen wird.

H. Buker.

Schriftleitung und Verlag:
Deutscher Verein f. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege
Berlin SW 11, Bernburger Straße 13.
Verantwortlich: Fr. Lembke, Ökonomierat.
Druck: Westholsteinische Verlagsdruckerei, „Heider Anzeiger", G. m. b. H., Heide i. Holst.